

„Ich denke an die Taten des Herrn“ (Ps 77,12) Ein autobiografischer Blick zurück

Hans Heinz

Den Bewohnern meiner Heimatstadt Wien muss der eisige Winter 1929/30 wie ein brutaler Einbruch Sibiriens in die Auen der lieblichen Donaulandschaft erschienen sein. Nach Auskunft der Zeitgenossen war dieser Winter nämlich einer der kältesten des Jahrhunderts. Mit der Eisschmelze aber und den ersten lauen Winden, die vom Wienerwald her die Stadt erreichten, kam der ersehnte Umschwung. Kälte und Starre schwanden, neues Leben und Treiben regten sich. In jenem begehrten Frühling des Jahres 1930 erblickte ich – wie es so schön heißt – das Licht der Welt.

Diese Welt um mich herum war freilich alles andere als besonders friedlich und schön. Aus dem großen, multiethnischen alten Österreich war infolge des Ersten Weltkrieges ein kleines Land geworden, arm und kraftlos, innerlich zerrissen zwischen den Fronten eines militanten katholischen Konservatismus, oder auch Austrofaschismus genannt, und eines ebenso militanten „Austromarxismus“, der beständig die Weltrevolution beschwor. Dunkle und verworrene Bilder vom Bürgerkrieg im Jahr 1934 sind mir auch heute noch gegenwärtig und prägten meine ersten kindlichen Erinnerungen. Damals triumphierte der Austrofaschismus, dem es Schritt für Schritt gelang, eine klerikal gefärbte Diktatur zu errichten. Stärker und tiefer eingepägt sind schon meine Reminiszenzen an jene aufwühlenden, tragischen Tage des Jahres 1938, als sich mit dem „Anschluss“ an das Deutsche Reich der Nationalsozialismus des Landes bemächtigte und die Existenz Österreichs auslöschte.

In jener bewegten Zeit hatte die kleine österreichische Adventgemeinde alle Mühe, sich zu behaupten. Die Dollfuß-Schuschnigg-Diktatur (1933–1938) diskriminierte alles, was nicht römisch-katholisch im Staate war. Darunter hatten sogar die evangelischen Kirchen – Augsburgischen und Helvetischen Bekenntnisses gleichermaßen – und erst recht die Freikirchen zu leiden. Die Freikirchen – Methodisten, Baptisten und Adventisten – galten als Sekten und ihre Mitglieder als „Konfessionslose“.

Mutig stellten sie ihre Verkündigung dagegen. Ich erinnere mich noch, wie nicht selten in öffentlichen adventistischen Vorträgen über das Thema referiert wurde: „Wer ist der Antichrist?“ Unter der Leitung von Josef Braun, der als Evangelist im katholischen Rheinland großen Erfolg gehabt hatte und den man deshalb als Vorsteher nach Österreich berief, wuchs die Adventgemeinde langsam, aber

stetig. Evangelisationsvorträge und Buchevangelisation waren dabei die erfolgreichsten Methoden der „Seelengewinnung“.

Abgestoßen vom Machtstreben der römischen Kirche und von der Praxis des Vulgärkatholizismus, war meine Mutter, die aus österreichisch Schlesien stammte, noch vor meiner Geburt in Wien zur Adventgemeinde gekommen. Zwar hatte sie am Anfang Schwierigkeiten mit der adventistischen Lebensform – meine Mutter liebte Operette und Tanz über alles –, aber durch die intensive Beschäftigung mit der Bibel wurde aus der weltlichen Frohnatur eine freudige Glaubensbekennerin und Missionarin, die ein Dutzend Menschen zu Christus und in die Gemeinde führen durfte.

Das alles geschah nicht ohne Widerstand in der Familie. Mein Vater konnte die Neuorientierung seiner Frau nur schwer verkraften. Nicht dass er ein besonders engagierter Katholik gewesen wäre – obwohl er regelmäßig am Abend sein Vaterunser betete –, aber die Zugehörigkeit eines Mitgliedes seiner Familie zu so einer kleinen, gesellschaftlich unbedeutenden Religionsgemeinschaft stieß bei ihm auf Abwehr. Damals konnte wirklich niemand ahnen, dass er gegen Ende seines Lebens auch in die Adventgemeinde eintreten würde.

Meine Mutter aber gab nicht nach und kämpfte sich durch. Beständig lag auf unserem Tisch Gottes Wort. Nach meiner Erinnerung war es eine zerlesene Bibel, in schwarzes Leder gebunden und mit Goldschnitt. Häufig nahm sie meine Mutter zur Hand, auch die wöchentlichen Sabbatschullektionen wurden gründlich studiert. Alle adventistischen Zeitschriften und viele Bücher, die in Deutschland gedruckt wurden – besonders die von Ludwig Richard Conradi –, füllten unsere Wohnung. Mit den dicken Büchern des Missionsdirektors baute ich mir meine Ritterburgen. Später war ich dankbar, dass einige dieser inhaltsreichen Bücher den Krieg überlebt hatten. Ich besitze sie noch heute.

1936 kam dann der Tag meiner Einschulung. Standhaft hatte sich meine Mutter geweigert, mich im Säuglingsalter katholisch taufen zu lassen. Doch der gesellschaftliche Druck im klerikalen Staatswesen wurde immer stärker. Als „Konfessionsloser“ hatte man in der Schule ganz schlechte Karten. Meine um zehn Jahre ältere Schwester konnte davon ein Lied singen. Aus diesem Grund drängte mein Vater heftig auf die Taufe – und meine Mutter gab diesmal um des lieben Friedens willen nach. So wurde ich mit sechs Jahren römischer Katholik. Vierzehn Jahre später revidierte ich die Entscheidung meines Vaters und entschied mich für die Glaubenstaufe in der Adventgemeinde.

Inzwischen wurden die politischen Turbulenzen, durch die Österreich damals ging, auch bis in die Verwandtschaft hinein spürbar. Mein Vater, dessen Ahnen aus Deutschland stammten, dachte deutschnational, meine Mutter sympathisierte schon aus Gründen der religiösen Freiheit mit den seit 1934 verbotenen Sozialdemokraten, und einer meiner Onkel, dem der Widerstand der Sozialdemokratie zu lasch gewesen war, wurde gar Kommunist. Dazu kam noch, dass der Freund meiner Schwester engagierter illegaler Nationalsozialist war! Die Verwirrung der Geister in der eigenen Familie war nicht zu überbieten. So kam das tragische Jahr

1938 heran und mit ihm der Anschluss an Hitlerdeutschland. Da es dem Austrofaschismus nicht gelungen war, das Problem der Wirtschaftskrise und der Arbeitslosigkeit zu lösen, optierten die meisten Österreicher für Hitler, von dem sie die Lösung der sozialen Frage erhofften. Freilich waren nicht alle so optimistisch.

Dieser Riss zwischen Begeisterung und Skepsis ging auch durch die Reihen der Adventisten. In der Adventgemeinde Wien IX (Nußdorfer Straße), zu der meine Mutter zählte, konnte man bald drei Denkweisen feststellen. Da waren die, welche glaubten, ihr Christsein mit dem Nationalsozialismus vereinen zu können – manche von ihnen sogar als treue Parteigenossen –, andere, die wohl die Pseudoreligion des Neuheidentums durchschauten, aber in Hitler den Befreier vom politischen Klerikalismus erblickten, und zuletzt die wenigen, die sich wie der Gemeindeälteste zu sagen trauten: „Hitler bedeutet Krieg!“ Diese wenigen sollten Recht behalten. Rückblickend fällt einem das Wort des Dichters Kurt Tucholsky ein: „Dass dir der Nazi den Totenkranz flicht, Deutschland, siehst du das nicht?“

Bald durften keine Evangelisationsvorträge und keine Buchevangelisation mehr stattfinden. Die Gestapo überwachte, wie wir von einem Bekannten erfuhren, unseren Gottesdienst. Sehr bald aber wurde es noch schlimmer, denn mit Ausbruch des Krieges 1939 mussten die meisten Prediger einrücken. Glücklicherweise gelang es manchem, im Sanitätsdienst unterzukommen – und so rückten häufig Frauen in die Gemeindeleitung auf und übernahmen die Aufgaben im Gottesdienst.

In jenen Tagen begann meine Zeit als Gymnasiast und NS-Pimpf und damit auch die politische Indoktrination, die mich immer mehr dem christlichen Glauben entfremdete. Statt dem friedlichen „Lamm“ zu folgen, begeisterte ich mich für den raubgierigen Reichsadler. Alle, die auf diesen Weg gezogen wurden, mussten dafür einen hohen Preis bezahlen, denn bald war die Zeit der militärischen Siege vorbei und die Schrecken des Weltkrieges begannen uns einzuholen.

Mit der Landung der Alliierten in Italien erreichten nun auch die angloamerikanischen Bomber meine Heimatstadt Wien. Hitler hatte es nicht geschafft, der Festung Europa ein Dach zu bauen! Fast jeden Tag mussten wir erleben, wie schutzlos wir den Bomben ausgeliefert waren. Ganz besonders hat sich meinem Gedächtnis der 13. März 1945 eingeprägt. Am 13. März des Jahres 1938 war die Wehrmacht in Österreich einmarschiert, und ich denke auch heute noch, dass uns die Alliierten daran erinnern wollten. Denn an jenem Tag, dem 13. März 1945, waren die Bomber so schnell über uns, dass wir den rettenden Flakturm im Augarten nicht mehr erreichen konnten. Wir mussten daher im Keller des Hauses Zuflucht suchen. In mehreren Wellen flogen die Bomber im Tiefflug über unsere Häuserzeile hinweg und richteten ein wahres Inferno an. Jedes Haus um uns herum wurde getroffen. Viele Menschen aus den Nachbarhäusern wurden verschüttet und fanden den Tod. Wir blieben zwar am Leben – ein Wunder für sich –, doch die Hälfte unserer Wohnung war zerstört, denn das Gebäude gegenüber war auf

unser Haus gestürzt und hatte die Vorderfront unserer Wohnung total zugeschüttet.

Inzwischen näherte sich, vom Südosten kommend, die Rote Armee der Stadt. Ein mehrtägiger Kampf entbrannte, in dem unser Viertel im Brennpunkt stand, denn verzweifelt kämpfende SS-Soldaten hatte gerade bei uns ihre letzte Hauptkampflinie aufgebaut. Als alles vorbei war, standen wir hungernd vor Ruinen, Trümmern und Toten. Damals gelang es meiner Mutter, mich aus dem politischen Wahn aufzuwecken, den ich bis zu diesem Zeitpunkt in jugendlicher Ahnungslosigkeit geträumt hatte. Sie schlug mir vor, doch die Jugendstunden der Adventgemeinde zu besuchen. Es war ja eine Zeit des Aufbruchs und der Neuorientierung. Vielen war das weltanschauliche Fundament weggebrochen und sie suchten so wie ich nach Sinn und Halt im Leben.

Es begann die Stunde der großen Evangelisationen. In jeder der Adventgemeinden Wiens wurden Vorträge gehalten. Die Säle waren überfüllt, und die Taufzahlen steigerten sich zusehends. Den größten Anteil daran hatten die Prediger Ludwig Schneebauer, Josef Albert Gratz, Theodor Erbes, Max Schwab, Robert Löhner, Erich Kiepe und Walter Aigner. Ludwig Schneebauer war damals Vorsteher der Freikirche in Österreich. Er verfügte über eine gediegene theologische Bildung, die er sich autodidaktisch angeeignet hatte und die er klug für die praktisch-seelsorgerliche Arbeit am Menschen einzusetzen wusste. Ihn ergänzten – manchmal in Spannung – Theodor Erbes, Evangelist par excellence, und Josef Albert Gratz, bibelfest, weltmännisch gewandt und mit weitgefächerter Bildung. Zu den theologisch Kompetenten gehörte auch Ferdinand Pieringer, früher einmal Lehrer in Friedensau und in Collonges (Frankreich). Obwohl er historische Theologie bei Reinhold Seeberg in Berlin studiert hatte, galt sein Interesse eigenartigerweise mehr der Seelenkunde. Er fühle sich von der Psychoanalyse Freuds angezogen, die er zwar ideologisch ablehnte, aber methodisch nutzte.

Damals wanderte ich geistig zwischen Bibel und Nietzsches „Zarathustra“. Mit Hilfe einer kleinen „Senfkornbibel“ ging ich beide Testamente durch. Die besonders von der Apokalyptik (Buch Daniel, Offenbarung des Johannes) geprägte adventistische Verkündigung regte zwar meinen Geist an, mein Herz aber öffnete der Heilige Geist dem Mann aus Galiläa, dem Einzigartigen und Unvergleichlichen. Ich habe später, in der Zeit meiner Tätigkeit als theologischer Lehrer, immer wieder versucht, meinen Studenten das *cor facit theologum* (das [von Christus ergriffene] Herz macht den Theologen) als unabdingbare Voraussetzung für jede Tätigkeit im Predigtendienst nahezubringen. So ist mir auch Zinzendorfs Devise: „Jesus Christus ist meine Passion“ bis heute als fester Leitgedanke für Lehre und Praxis geblieben. Nietzsches „Also sprach Zarathustra“ berührte mich weltanschaulich nur am Rande. Was mich an Nietzsche faszinierte, war die hinreißende Schönheit seiner Sprache („Wer in Deutschland redet so wie ich“). Die Katastrophe des Hitlerismus – Nietzsche wurde ja von vielen als Ideengeber der NS-Ideologie verstanden – hatte uns letztlich doch gegen die Hassausbrüche des Pastorensohns („Zerbrecht die alten Tafeln“) immunisiert.

So stand es nach der Matura (Abitur) für mich fest, ein Germanistik- und Geschichtsstudium zu beginnen. Der Geschichte galt schon sehr früh mein Interesse („Der bleibt ewig ein Kind, der die Geschichte nicht kennt“). Aber Gottes Wege und Taten sind anders und seine Führung wunderbar. Mein Vater erkrankte zunächst schwer. Damit war die finanzielle Absicherung meines Universitätsstudiums unsicher geworden. Dazu kam, dass der Geist Gottes mich beständig mahnte, nicht nach Athen und Rom zu blicken, sondern auf den Hügel Golgatha vor den Toren Jerusalems.

Einer Glaubensschwester, die durch meine Mutter zum christlichen Glauben gekommen war, blieb es vorbehalten, mich nach einer Gebetsstunde auf den „Weg nach Damaskus“ zu weisen. Resolut stellte sie sich mir in den Weg und provozierte mich mit der Frage: „Was tust du noch hier? Du solltest doch schon längst am Seminar Bogenhofen sein.“ Auf meinen schüchternen Einwand, dass mir dazu das Geld fehle, entgegnete sie: „Gott kennt tausend Wege, dich dorthin zu führen.“ Die Worte trafen mich wie Pfeile. Auf der Stelle brach ich meine Zelte in Wien ab und machte mich auf den Weg zum Seminar Bogenhofen bei Braunau, das gerade seine Tore geöffnet hatte. Der Schritt war ein Glaubenschritt, denn Österreich war damals von den Alliierten besetzt. Das Seminar befand sich in der amerikanischen Zone (Oberösterreich), meine Eltern aber lebten in der Sowjetzone Wiens. Die Fahrt von Wien nach Bogenhofen glich einer kleinen Weltreise. Damals bestand durchaus die Möglichkeit einer Teilung des Landes, wie sie z. B. in Deutschland eingetreten war. Den 1955 erfolgten Abzug der Besatzungsmächte aus Österreich konnte damals niemand voraussehen. Zur politischen Unsicherheit kam die prekäre Situation in der Familie. Mein Vater war schwer krank und meine Barschaft, mit der ich mein Studium begann, bestand aus fünfzig Schilling. Mit Gartenarbeit und Buchevangelisation versuchte ich, mich über Wasser zu halten. Das karge Leben als „Predigerschüler“ störte mich aber nicht.

Den beiden Studienjahren in Bogenhofen verdanke ich viel. Ferdinand Pieringer war Biblizist im Positiven und vermittelte solides Bibelwissen. Dieser schlichte Zugang zum Wort anhand der Kommentare von Franz Delitzsch und Carl Friedrich Keil für das Alte Testament und Theodor Zahn für das Neue Testament hat mir später, als ich an den Universitäten Wien und Salzburg mit der akademischen Theologie konfrontiert wurde, geholfen, meinen Glauben zu bewahren.

Auf die beiden Jahre in Bogenhofen folgten noch zwei Studienjahre am adventistischen Seminar Collonges-sous-Salève in Frankreich. Hier öffnete sich für mich eine ganz neue Welt. Eine andere Sprache, der internationale Charakter der Studentenschaft und die Nähe der Reformationsstadt Genf erweiterten meinen geistigen Horizont.

Ich befand mich mit einem Österreicher und einigen Deutschen unter den ersten Studenten der ehemaligen Feindländer, die nach dem Krieg wieder den Weg nach Collonges gefunden hatten. Da gab es manche Hindernisse zu bewältigen. Den französischen Behörden galten die ehemaligen Gegner und die Franco-Spanier als suspekt. Als unsere Visa abgelaufen waren, mussten wir uns manchmal vor der

Polizei, die verdächtige Ausländer suchte, verstecken. Wie ich zur Verlängerung meines Visums kam, war eine besondere Gebetserfahrung, die meinen Glauben sehr stärkte.

Der Unterricht in Collonges baute auf das auf, was wir in Bogenhofen gelernt hatten. Den meisten Lehrern eignete eine umfassende theologische und praktische Kompetenz. Über allen stand natürlich Alfred Vaucher, einer der theologisch gebildetsten Männer, die mir im Laufe meiner Studien je begegnet sind. Er war damals nicht mehr der Jüngste, glänzte aber nach wie vor durch seine umfassende Kenntnis der angelsächsischen, französischen und italienischen theologischen Literatur. Auch die deutsche Theologie blieb ihm trotz gewisser Sprachdefizite nicht ganz fremd. Wer ihn gekannt hat, weiß, dass er ein unermüdlicher Forscher und Sucher war, dessen Interesse vor allem darin bestand, die adventistische Interpretation biblischer Apokalyptik und die adventistische Dogmatik mit Belegen aus der klassischen protestantischen – Reformatoren und Erweckungstheologen – und auch katholischen Theologie zu untermauern. Dies verlieh seinem Unterricht konfessionsübergreifende Weite, manchmal allerdings war auch ein gewisser Mangel an persönlicher Eigenständigkeit sichtbar. Sein Lebenswerk gipfelte in Forschungen über den jesuitischen Theologen Manuel de Lacunza (18. Jh.), dessen Interpretation der biblischen Apokalyptik stark auf die europäischen Adventisten des 19. Jh. (Edward Irving) eingewirkt hatte.

Von den übrigen Lehrern hat sich meinem Gedächtnis vor allem die Person von Charles Comiot eingepägt. Er unterrichtete unter anderem Briefliteratur des Neuen Testaments. Seiner Liebenswürdigkeit konnte sich kaum jemand entziehen, aber sein Mangel an Systematik im Vortrag – die sog. „Comiotlogie“ – ließ die Studenten häufig verzweifeln. Gerne denke ich an diesen vorbildlichen Christen zurück. Jahrzehnte später – anlässlich eines Glaubensgesprächs mit Vertretern des Lutherischen Weltbundes in Cartigny bei Genf – hat er mir, dem unbedarften ausländischen Studenten von einst, das „Du“ angeboten, etwas, was im französischen Kulturraum nur selten vorkommt. In der Praktischen Theologie – Evangelisation und Pastoral – beeindruckte Pierre Lanarès. Von ihm habe ich viel für meine spätere Tätigkeit als Evangelist und Pastor gelernt.

1953 schloss ich meine Studien mit dem „Diplôme d’Evangeliste“ ab. Die Vertreter der damaligen südeuropäischen Kirchenleitung, die für die Adventgemeinden in Österreich verantwortlich war, wollten mich für das Lehramt gewinnen. Da aber vereinbart war, dass ich der Adventgemeinde in der Heimat als Prediger dienen würde, zog es mich zu Evangelisation und Pastoral nach Wien zurück. Nun musste ich mich unter so vielen erfahrenen Pastoren bewähren, denn ich war damals mit 23 Jahren der jüngste Praktikant, mit 27 Jahren dann der jüngste ordinierte Prediger und später mit 33 Jahren der jüngste Seminardirektor in der Geschichte der österreichischen Adventgemeinde. Inzwischen hatte ich in Collonges meine Frau kennengelernt. Sie arbeitete noch eine gewisse Zeit in Paris, später in ihrer südfranzösischen Heimat und in der Schweiz, bis wir 1955 in Wien heiraten konnten. 1957 wurde unser Sohn Daniel geboren.



Hans Heinz im März 1954 als junger Evangelist neben Evangelist Theodor Erbes im Foyer des „Adventhauses“ in Wien (Nußdorfer Straße).

Die praktische Arbeit in den Wiener Gemeinden war faszinierend, aber zugleich auch anstrengend. Damals führte jeder Prediger mindestens zweimal jährlich – im Frühjahr und im Herbst – eine öffentliche Evangelisation durch. Man wusste: Von einer kraftvollen, unverfälschten und unverkürzten Verkündigung der Christusbotschaft hängt die geistliche Zukunft der Gemeinde ab. Mein erster Praktikan-

tenvater war Theodor Erbes, der erfolgreiche Evangelist aus Deutschland, der es verstand, auf einfache und populäre Weise die Herzen der Menschen zu erreichen. Er verlangte ganzen Einsatz, lebte diesen aber selbst auch vor. Da seine evangelistischen Vorträge immer gut besucht waren, hatten wir viele Adressen von Glaubensfreunden, die es nun in Bibelstunden zu unterrichten und zur Entscheidung für Christus zu führen galt. Daneben warteten die Seelsorge an Gemeindegliedern, die Jugendarbeit und der Religionsunterricht. Das ergab oft Arbeit bis in die späten Abendstunden. Da Theodor Erbes aufgrund seiner erfolgreichen Evangelisationstätigkeit im Jahr 1954 zum Besuch der Generalkonferenz nach San Francisco eingeladen wurde, musste ich schon in meinem zweiten Dienstjahr seine Vorträge im Wiener „Adventhaus“ fortsetzen. Es gelang, die Zuhörerschaft zu halten und gemeinsam mit Elisabeth Schmied, einer Predigerin aus der Schweiz, Menschen zu Christus und in die Gemeinde zu führen.

Nach einem weiteren Praktikantenjahr mit Josef Albert Gratz kam ich unter die Fittiche von Ludwig Schneebeauer in der damaligen Adventgemeinde Wien III. Da er die Arbeit bald wegen Krankheit unterbrechen musste, fiel mir auch hier die ganze Verantwortung der Gemeindearbeit zu. Das Jahr 1956 ist mir davon in besonders lebhafter Erinnerung geblieben. Ich hatte Vorträge über die „Israel-Frage“ angekündigt, als plötzlich der Suez-Krieg ausbrach. So strömten viele Interessierte in meine Vorträge. Bald reichte der Saal nicht mehr aus, und die Menschen standen am Eingang Schlange bis zur Straße. Häufig wurde ich aus dem Auditorium mit negativen, aber auch positiven Zwischenrufen unterbrochen. Die Atmosphäre war unbeschreiblich. Juden, Jesuiten, Austromarxisten und Freidenker gehörten zum bunten Publikum.

Das Interessanteste aber waren Glaubensgespräche mit Vertretern anderer christlicher Konfessionen. Es gab ja noch keine ökumenische Lähmung; die Fronten prallten heftig aufeinander. Das adventistische Sendungsbewusstsein war freilich groß und noch kaum von zeitgeistigen Einflüssen und Pluralismus verwässert. So erinnere ich mich an Diskussionen mit Monsignore Otto Maurer und Stadtpfarrer Mayer über die Mariologie und mit jungen katholischen Priestern über Ekklesio-logie, die Sabbatfrage, das Abendmahl und die Wiederkunft Jesu. Das ökumenische Klima war vor dem Zweiten Vatikanum, wie gesagt, noch recht kühl. Auch die katholische und evangelische Kirche standen sich noch konfrontativ gegenüber. Da war es für uns selbstverständlich, dass wir z.B. einem evangelischen Pastor, der in seiner Jugend Adventist gewesen war, in der Diskussion um den Papstprimat gerne beistanden, wie überhaupt die Evangelisationsarbeit mich damals von der Notwendigkeit der biblischen Apologetik überzeugte. Meine späteren Studenten wissen, wie wichtig mir auch dieser Ansatz im Unterricht, vor allem in der Katechese, gewesen ist, um feste Grundlagen und Orientierung zu vermitteln.

Nach vier Jahren intensiver praktischer Arbeit als Pastor und Evangelist wurde ich dann 1957 von der Freikirchenleitung an das Seminar Bogenhofen gerufen. Da der Lehrkörper sehr klein war, musste ich neben theologischen Fächern im

Predigerseminar – vor allem biblische Dogmatik und Kirchengeschichte – auch im Gymnasialkurs und in der Sprachschule unterrichten, hier besonders Geschichte, Latein und Religion.

Diese Tätigkeit aber verlangte nach höheren akademischen Weihen. So begann ich – neben meiner Vollzeitarbeit als Lehrer am Seminar – 1961 mit einem Studium der Geschichte und Romanistik an der Universität Wien, um für die Anforderungen des Gymnasialunterrichtes gerüstet zu sein. Jede Woche fuhr ich mit dem Zug nach Wien. Die mehrstündige Bahnreise nutzte ich ökonomisch zur Bewältigung von Studienanforderungen. An der Wiener Universität hörte ich die damaligen Größen der österreichischen Geschichtsforschung. In Erinnerung bleibt mir Hugo Hantsch, Verfasser einer weit verbreiteten „Geschichte Österreichs“ in zwei Bänden. Er war ein freundlicher und gelassener Benediktiner, der auch durch seine Kenntnis der Geschichte des Protestantismus beeindruckte. Dabei kam ihm nie – man stand ja gerade am Anfang des Zweiten Vatikanischen Konzils – der Begriff „Reformation“ über die Lippen. Es ging nach wie vor noch um die „Geschichte der Glaubensspaltung“.

Eine wahre Koryphäe auf dem Gebiet der altgriechischen und hellenistischen Geschichte war der von vielen Universitäten geehrte Fritz Schachermeyr, Verfasser einer renommierten Biografie Alexander des Großen. Von ihm profitierte ich viel für die Kenntnis der neutestamentlichen Zeitgeschichte. Eine andere interessante Figur war Hanns Leo Mikoletzky, der mich ohne zu prüfen durchließ, weil ja – seiner Meinung nach – Pastoren ohnehin gescheite Leute wären. Dafür presste er mich beim nächsten Examen umso mehr aus. Es ging um Calvins Prädestinationslehre, die er als Historiker fälschlich als Determinismus interpretierte. Wir bemühten uns beide, jeder auf seine Art, dem großen Reformator gerecht zu werden.

So war ich auf dem besten Weg zum philosophischen Doktor, als ich unerwartet mein Studium unterbrechen musste. Dr. Herbert Stöger, der damalige Seminarleiter, hatte Bogenhofen plötzlich verlassen, um in die USA zu übersiedeln, und sein vorgesehener Nachfolger, ein bewährter Pastor aus Deutschland, sagte im letzten Moment die Übernahme der Schulleitung ab. So musste ich – gedrängt von der Freikirchenleitung – praktisch aus dem Nichts das Direktorat des Seminars übernehmen. Ich nahm diese Verantwortung von 1963 bis 1970 wahr. Dies war in der Zeit der Studentenrevolution von 1968 an nicht immer leicht und forderte viel Nervenkraft. Neben der Schulleitung musste ich noch die pastorale Verantwortung für die Schulgemeinde und ein volles Unterrichtspensum bestreiten.

1970 konnte ich dann die Verantwortung der Schulleitung an Horst Herrstein übergeben. Da ich damals Delegierter bei der Generalkonferenz von Atlantic City, USA, war, nahm ich die Gelegenheit wahr, einen akademischen Abschluss meiner in Wien begonnenen Studien zu erreichen. Ich graduierte mit einem M.A. an der Andrews University, Michigan, im Fach Historische Theologie. Ich empfand die Atmosphäre an dieser adventistischen Universität als wohltuend. Die Professoren

waren eher Kollegen und Freunde der Studenten denn Vorgesetzte. Ich, der ich noch die alte Ordinarienuniversität vor 1968 erlebt hatte, erfuhr hier eine geglückte Symbiose von Bildung und Brüderlichkeit. Ich profitierte viel von der Nähe der katholischen Notre-Dame-Universität und konnte meine Kenntnis der „Nouvelle théologie“ (Henri de Lubac, Yves Congar) vertiefen. Da die Andrews University damals schon eine gut ausgestattete Bibliothek besaß, widmete ich mich dort besonders dem Studium der Reformationstheologie (Luther, Calvin) und vertiefte meine vor langer Zeit begonnene Lektüre Karl Barths.

Damals tobte in der amerikanischen Theologie der „Gott-ist-tot“-Streit (William Hamilton, Thomas Altizer). Angeregt von Dietrich Bonhoeffer auf protestantischer und Johann Baptist Metz auf katholischer Seite, interessierten sich auch viele für die „Politische Theologie“ von Harvey E. Cox („Stadt ohne Gott?“). Ich fand, dass man mit Karl Barths Christozentrik und der Auferstehungstheologie von Walter Künneth gut gegen solche Versuchungen und Ablenkungen gerüstet war.

Nach Bogenhofen zurückgekehrt, nahm ich neben meiner Unterrichtstätigkeit das Studium der katholischen Theologie an der Universität Salzburg auf. In einer katholischen Umwelt aufgewachsen, hat mich seit eh und je die Kluft in der katholischen Theologie zwischen tiefer Frömmigkeit und philosophischer Weite interessiert. Erstaunt musste ich feststellen, dass auch hier, ähnlich wie in der modernen evangelischen Welt, längst der rationalistisch-bibelkritische Ansatz gepflegt wurde. Ich erlebte daher die Wende nach dem Konzil eher als einen Schritt hin zum Neo-Protestantismus denn als Hinwendung zur Reformation.

Da die damalige Freikirchenleitung den Wunsch artikulierte, ich sollte eine Lehrtätigkeit am Seminar Marienhöhe in Darmstadt aufnehmen, wurde mir noch einmal die Gelegenheit geboten, die Andrews University zu besuchen. Dieses Mal konnten mich meine Frau und unser Sohn begleiten. Von 1978 bis 1981 weilten wir dort und genossen neben dem Studium das Erleben der weiten und eindrucksvollen Neuen Welt von den Appalachen über die Prärie bis hin zu den Rocky Mountains und der kalifornischen Wüste.

1982 wurde ich dann „in absentia“ zum Th.D. promoviert. Meine Dissertation „Justification and Merit – Luther vs. Catholicism“ fasste noch einmal das Wichtigste aus meinem theologischen Anliegen zusammen: Das *Unica gloria Christianorum est in solo Christo* („der einzige Ruhm der Christen besteht allein in Christus“) gegen alle menschlichen Versuche, sich selbst vor Gott mit Werk und Tun zu behaupten. Dass diese Arbeit in ökumenischen Kreisen – man denke nur an die spätere „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ – keine große Zustimmung fand, versteht sich von selbst.

Inzwischen hatten wir unsere Arbeit in Darmstadt bereits aufgenommen – meine Frau als Angestellte in der Bibliothek und ich als Leiter des Theologischen Seminars. Von 1982 bis 1995 währte unser Aufenthalt am Seminar Marienhöhe. Nach der Wende 1989 konnte ich auch noch teilweise für die Theologische Hochschule Friedensau tätig werden. Im Jahr 1995 sind wir in den Ruhestand getreten und

nach Österreich zurückgekehrt. Wir leben nun in der Nähe des Seminars Bogenhofen.

Im Rückblick bin ich von Herzen dankbar für die vielfältigen und wunderbaren „Taten des Herrn“ in meinem Leben. Gefragt nach dem Fazit als Prediger und theologischer Lehrer nach mehr als 50 Jahren Dienst, kann ich keine bessere Antwort geben als mit Worten von Johannes Bugenhagen, dem Mitstreiter Luthers: „Kennst du Jesus genau, so magst du anderes nicht kennen. Ist aber Jesus dir fremd, was nützt dir alles andere Wissen?“

Hans (Johann) Heinz, Th.D., war theologischer Lehrer am Seminar Schloss Bogenhofen von 1957 bis 1978 sowie Dozent für Systematische Theologie und Kirchengeschichte am Theologischen Seminar Marienhöhe von 1982 bis 1995; lebt im Ruhestand in Österreich. Eine Bibliografie seiner Schriften bis zum Jahr 2000 findet sich in: Hans Heinz, *Dein Heil bin ich: Gesammelte Aufsätze zu Rechtfertigung, Heiligung und Vollendung*, Adventistica 8, Frankfurt am Main: Lang, 2000, 209–221.

